

SIMPLICISSIMUS

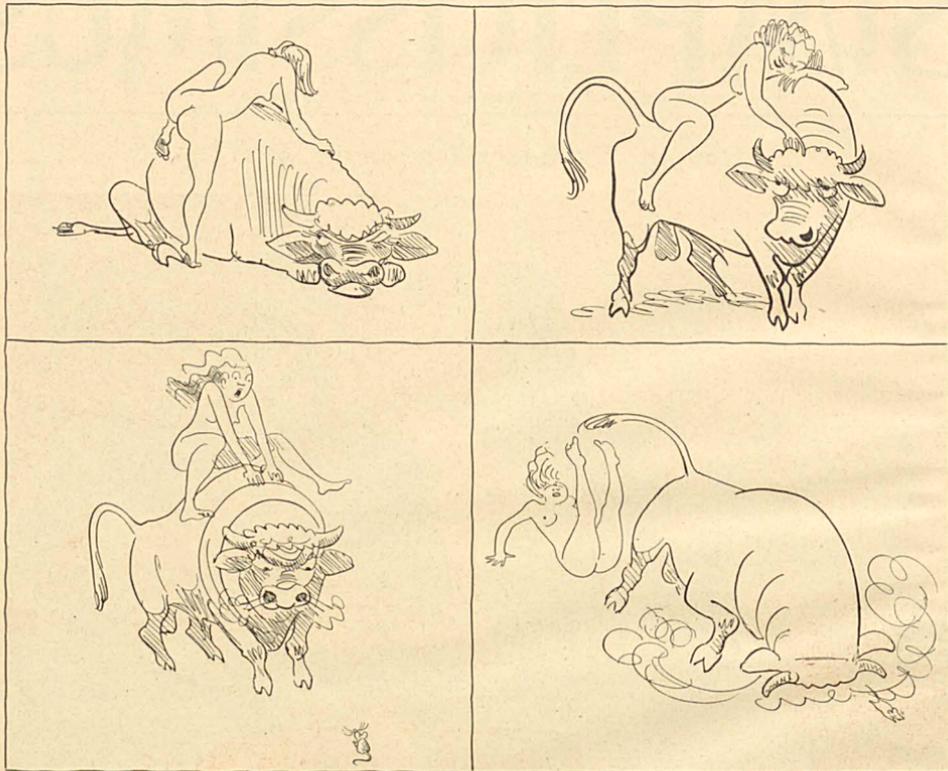
VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

Beim Scheidungsanwalt

(R. Kriasch)



„Ist das vielleicht kein ehewidriges Verhalten, Herr Doktor, wenn mein Mann jeden Abend zum Stammtisch geht?“ — „Wenn es sich tatsächlich nur um einen Tisch handelt: nein, gnädige Frau!“



DIE KIRSCHTORTE

Eine vollkommen abwegige Geschichte

Der Schriftsteller saß im Café und zermartete sich die Gegend seines Oberkörpers, die gemeinhin als Gehirn bezeichnet wird. Er war verpflichtet, etwas Humorvolles zu schreiben, etwas, das befreiendes Lachen auslöste. Befreiendes Lachen sollte nach Aussage seines Auftraggebers sehr hoch im Kurs stehen, natürlich nur ideell gesprochen.

Der Schriftsteller tauchte in die Abgründe seines Innern, dort wo die Quellen des Humors nur so sprudelten wie Selterswasser, oder noch besser: wie Sekt. Aber heute wollte gar nichts strömen, und er mußte in einer Stunde ausgesprudelt haben, weil dann das Manuskript in Druck gehen sollte, dies Manuskript, bis an den Rand gefüllt mit guter Laune und einiger Satire, die sich über die Menschen lustig machte, ohne auch nur im geringsten wehe zu tun.

Der Schriftsteller horchte in sich hinein. Er horchte vergebens.

Also, so ging das nicht weiter. Man mußte systematisch vorgehen. Der Schriftsteller überlegte sich, worüber er selbst wohl im Augenblick befreiend lachen würde.

Da fiel ihm manches ein, aber darin war er eigenartig, das schrieb er nicht hin, nicht ums Verrecken tat er das.

O, Komisches hätte es schon genug gegeben, worüber er wirklich herzlich lachen konnte. Komisch wäre es z. B. gewesen, wenn die Kellnerin ein Stück der sahnigen holländischen Kirschtorte auf den Stuhl am Nebenisch gestellt hätte und dann eine stärkere Dame gekommen wäre und hätte sich auf den Teller mit der sahnigen holländischen Kirschtorte gesetzt. Gar nichts dürfte sie merken davon, weil sie einen schweren Pelzmantel anhatte, durch den man nicht hindurch spüren kann, ob man nur auf einem Stuhl sitzt oder auf Glasscherben oder gar auf holländischer Kirschtorte.

Jawohl, das wäre etwas, worüber er wirklich lachen könnte, obwohl es eigentlich nicht menschenfreundlich wäre, über das Mißgeschick eines anderen so zu lachen. Und beleidigt könnte sich dadurch auch niemand fühlen, wenn er das schrieb. Oder vielleicht doch die Organisation der Kaffeehauskellnerinnen? Die würde ihm bestimmt einen Brief schreiben: so etwas käme bei einer sachgemäß ausgebildeten Angestellten überhaupt nicht vor, daß sie Kirschtorte auf einen Stuhl stelle, und er habe den Stand beleidigt und er solle umgehend die Kirschtorte wieder zurücknehmen.

Dagegen könnte er natürlich ins Treffen führen, daß so etwas Jedem mal passieren könne und eine Kellnerin sei eben auch nur ein Mensch. Ob er damit aber beim Syndikus der Kaffeehauskellnerinnen durchdringen würde? Ich glaube es nicht, denn der würde ganz bestimmt einen Präzedenzfall aus der Sache machen und seinen Schützling verteidigen wie die Löwin ihr Junges. Da könnte jeder kommen und jeden in den Dreck oder in die Kirschtorte ziehen. Wie würde der Syndikus sich freuen, daß hier ein Fall vorliegt, den er bearbeiten könnte!

Sehr gefährliche Sache das, sich auf Kosten anderer Leute lustig zu machen. Aber komisch wär's doch, wenn dann die Kellnerin zurückkäme und am Tisch herumsucht: sie würde doch ganz bestimmt, daß sie hier irgendwo eine Torte abgestellt hatte.

Soweit war der Schriftsteller mit seinen Gedanken gekommen, da merkte er, daß er auf dem falschen Wege sei; denn kein Mensch würde ihm die Geschichte von der besseren Torte glauben. Nein, er wollte ja Wirklichkeit darstellen, das blühende, lachende Leben. Und jetzt kam ihm eine Idee, eine schöpferische Idee, er konnte in einem souveränen Akte Wirklichkeit schaffen.

„Fräulein“, rief er, „schnell eine holländische Kirschtorte!“ Das Fräulein lief und brachte das Gewünschte. Er stellte es neben sich auf einen Stuhl, und mit den Worten: „Da habt ihr eure Kirschtorte!“ setzte er sich mitten ins Weiche.

Folitzick

Das steht nicht in der Bibell

Eine schon ältere Münchner Hausbesitzerin, sonst eine seelengute Haut, steht eines Tages als Angeklagte vor dem Amtsrichter. Gegenstand der Anklage: angemessenes Züchtigungsrecht gegenüber den Kindern einer Mietspartei in ihrem Hause. Das war nun schon keine Kleinigkeit mehr für die vollkommen unbescholtene, alte, aber noch recht lebendige und vor allem nicht auf den Mund gefallene Frau. Der Tatbestand gipfelte in folgendem: Die Kinder der Mietspartei haben sich eine recht merkwürdige Methode ausgedacht, um die Hausfrau zu ärgern, weil sie gegen das fleißige und die anderen Mietsparteien belästigende Lärmen und Pötern im Stiegenhause, das diese braven Kinder gerne verübten, des öfteren unerträglich eingeschritten war. Dafür haben die „süßen Kleinen“ aus Rache“ Hausgang und Türpfosten mit ihrem eigenen Leibbesenrat beschmutzt. Und als sie einmal von der Hausbesitzerin dabei erwischt wurden, ist dieser

halt die Hand ausgerutscht, und sie hat dem einen der niedlichen Geschöpfe eine ordentliche Watschn heruntergehauen. Nun stand die Frau vor dem Richter. Das war ein lebenskundiger Mann, der mit menschlicher Güte die Sache zu schlichten und die sehr aufgeregte Angeklagte zu beruhigen versuchte. Er glaubte aber doch, Veranlassung zu haben, die Angeklagte ermahnen zu müssen und meinte, sie müsse halt auch ein wenig Geduld aufbringen mit den im Hause wohnenden Kindern und hielt ihr vor, daß es schon in der Bibel heiße: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ Dieses Zitat hätte der Richter wohl kaum gebraucht, hätte er gewußt, daß die Angeklagte über den Inhalt der Bibel mindestens so genau Bescheid wüßte wie er selbst; denn prompt kam die widerfällige Antwort: „Aber in der Bibel steht nicht drin: Lasset die Kinder herumschleifen!“ — Da mußte ihr nun allerdings das Gericht rechtgeben und der gewandte Bibelkommentar wurde denn auch zur Grundlage eines salomonischen Urteils, mit dem die Hausbesitzerin siegreich abzog.

Stalin korrigiert

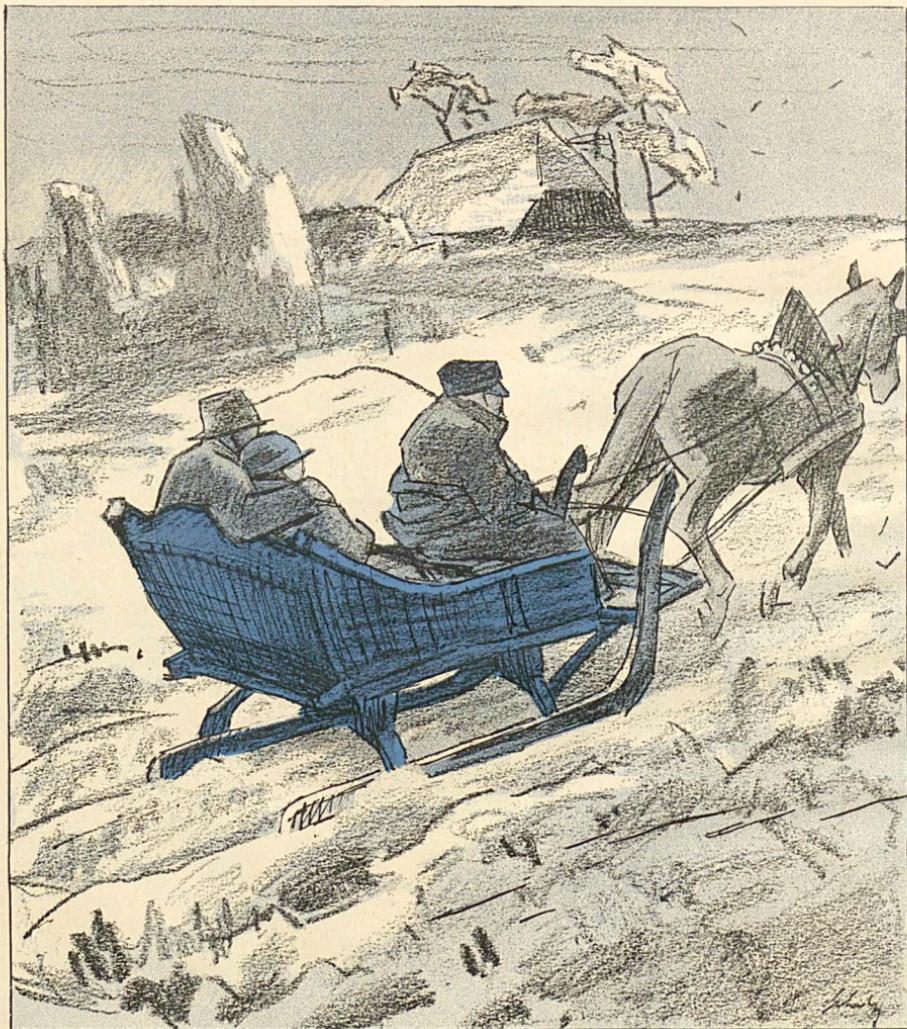
(Erich Schilling)



„Was, beim Pariser Generalstreik haben die Totengräber mitgestreikt? Das verbiete ich ein für allemal. Dieser Beruf ist für das Bestehen des Bolschewismus lebensnotwendig.“

Schlittenfahrt

(Wilhelm Scholz)



Ein Bursche mit der Liebsten fuhr
Im Schlitten durch die Weide,
Und ging das auch nicht hundertweit,
Ein Wunder war's für beide.

Die Kiefern und Wacholder da
Ganz anders standen heute,
Nicht schwarz wie sonst, weiß miteinand',
Wie lauter junge Bräute.

Und alles still und feierlich,
Kein lauter Ton zu hören,
Lies auch des Schlittens Schellenklang,
Den Zauber nicht zu föhren.

Dem Burschen ist das wunderbar
Zu Herzen wohl gegangen —
Er nimmt sein Mädchen in den Arm
Und küßt ihm Mund und Wangen.

Wilhelm Scholz

Der Ring der Rosabella

Von Georg von der Vring

Zunächst werde ich den Willy vorführen.

Willy war ein hübscher kleiner Affe. Er saß eines Morgens auf der Fensterbank meiner Kammer. Ich merkte davon, daß er sich mit lautem Eifer an meinem Mikroskop schaffen machte, als ich aus dem Bette sprang, entließ er mir über das schräge Dach unserer Remise in den Garten hinunter. Ich stand am Fenster und schaute ihm zärtlich nach. Ich erklärte mir sein Erscheinen so: wenn ein Affchen in unserer Gegend auftaucht, so ist zu vermuten, daß es Herr Blachfeld's Hof-Blachfeld war der Mann, der an diesem Morgen den Laden im Nachbarhaus bezog, um darin ein Geschäft mit Sämereien zu eröffnen.

Als ich mich über die Fensterbank vorlehnte, erblickte ich im Hof des Nachbarhauses allerlei Möbelstücke. Willy sah ich nicht, er schien nicht in den Hof zurückgekehrt zu sein. Wo war er geblieben?

Ich entdeckte ich auf dem hinteren Zaun des Hofes. Er saß regungslos und schien etwas zu beobachten. Hinter dem Zaun befand sich der Garten eines anderen Hauses. Dort war eben eine Frau damit beschäftigt, ihr Sofa zu klopfen. Willy behielt sie im Auge. Plötzlich sprang er mit einem herrlichen weichen Satz in den Garten hinunter und genau auf das zweiährige Söhnchen der Frau los, das am Sandhaufen spielte. Die Frau bemerkte es nicht.

Der Affe kam zu dem Buben, ergiff ihn bei den Patschhändchen und begann mit ihm zu tanzen. Der Kleine brüllte los. Willy nahm es gewiß als Zustimmung, er sprang lustig von einem Bein auf das andere, hielt dabei den heulenden Kleinen fest und zog ihn mit in die Runde; aber er ging ganz sorgsam mit ihm um.

Das Gebrüll des Söhnchens rief die Mutter auf den Plan. Sie drehte sich bei ihrem Sofa um, erkannte die Lage und kam wie ein Pferd herangestürzt; auch sie stieß ein Weggeschrei aus. Den Auslopper hielt sie schlagbereit in der Rechten. Willy spürte die Gefahr, er quälte durch die Beerenbüsche davon, erreichte mit einem wunderherbischen Sprung das jetzt unbewachte Sofa und begann sofort mit hohen federnden Jubel sprüngen; leicht wie ein Ball stieg er in die Höhe, schwenkte die Arme, drehte sich um sich selbst, fiel auf den Sofa sitz nieder und schwebte von neuem empor.

Welch ein Frohsinn! Wiederum kam die Frau gerannt. Willy entfiel in den Hof der Samenhandlung.

Nach Willys erster Nummer erlaube ich mir, den Herrn Blachfeld, Samenhändler, vorzustellen.

Er kam am folgenden Tage, als ich im Garten war, und sprach mich an. Sein großer kahler Kopf schielte über dem Zaun, sowie seine breiten Hände. Am kleinen Finger seiner linken Hand stak ein hübscher Ring mit einer blauen Platte, auf der sich ein weißes Pferdeköpfchen befand. Der Ring war das erste, was mir an ihm auffiel, obwohl sein Gesicht sehr ansprechend war, die Stirne faltig, die Augen lebenswüthig und ein wenig traurig; dies Gesicht erinnerte mich an das Porträt eines Philosophen, das bei uns im Treppenhause hing.

Wir begrüßten uns als neue Nachbarn.

Danach fragte mich Herr Blachfeld, ob wohl in unserem Garten Amelseneier wären.

Ich bejahte.

Ob er sich wohl ein paar Amelseneier holen dürfte?

Ich bat ihn herein, und er kam. Wir schauten nach. Es gab im Rasen mehrere große Nester, aber es zeigte sich, daß die Ameisen bereits ausgeschlüpft waren. Zum Glück fanden wir an der Mauer noch ein fünftes Nest, das ein paar brauchbare Eier enthielt. Herr Blachfeld sammelte sie und tier sie sorgsam in ein Schächtelchen. Ich fragte ihn, wozu er Amelseneier brauchte.

Für seine Eidchsen.

Wozu die Eidchsen er hätte?

Zwei. Sie fressen ihm aus der Hand. Inzwischen

wären aber auch die Jungen aus den Eiern gekommen.

Ob ihm auch die Jungen schon aus der Hand fressen, fragte ich.

Die Jungen noch nicht, sie wären noch nicht erzogen. Wenn ich Lust hätte, zuzuschauen, wie sie fressen lernten, so möchte ich doch mitkommen. Ich war mit Freuden bereit. Wir gingen in seinen Hof hinüber, und ich bewunderte erst einmal die jungen Eidchsen.

„Ich könnte tausend Amelseneier ins Terrarium legen“, erklärte mir Herr Blachfeld, „sie würden sie nicht anrühren. Sie sind ja so klug! Sie rüben sich nur eine solche Beute, die sich in Bewegung befindet. Was werden wir also tun?“ Er blitzelte mich ermunternd an, ich sollte es erretten. Ich kam nicht darauf.

„Das ist ganz einfach“, sagte er, und er brachte eine lebende Ameise und setzte sie ins Terrarium neben eins der Eierchen. Die Ameise machte sich sofort daran, das Ei fortzuzerren. Es bewegte sich, zitterte, rollte. Schon erschienen eine der jungen Eidchsen und verschleng das Ei.

Vom Tage der Eidchsenfütterung an war ich ein häufiger Gast der Samenhandlung. Der Laden war nicht besonders groß. Da gab es über die Wände hin all die grünen Holzkästen, in denen sich die verschiedenen Sämereien befanden. Jeder Kasten trug ein sauber geschriebenes Etikett. Da gab es weiter ein Aquarium mit Wasserpflanzen und kleinen Fischen; das Terrarium nicht zu vergessen; Nistkästen, Korbnester und allerhand Nestbaustoffe. Vögel hielt er nicht; sie täten ihm in der Gefangenschaft zu leid, verriet mir Herr Blachfeld. Sodann lernte ich näher kennen den Hund Buldog, ein grimmig aussehendes, übertrieben verkniffenes Wesen, und, vor allem, den Affen Willy und seine schöne Heiterkeit. Welch ein entzückender Anblick, wenn der Herr mit diesen beiden Tieren auf der Straße spazierengel! Willy nahm dann brav auf Bulldogs breitem Rücken Platz und schaute sich die Welt an. Blieb Buldog an einer Straßenecke stehen, um zu riechen und so weiter, so benutzte Willy die Gelegenheit und kratzte sich ein wenig unter dem Rand seiner schmucken Mütze. Das war, wenn man so will, Willys zweite Nummer.

Ich ging Herrn Blachfeld bei seiner Arbeit zur Hand, und er faßte Vertrauen zu mir. Eines Tages erzählte er mir die Geschichte des Ringes mit dem Pferdeköpfchen, den er am kleinen Finger seiner linken Hand trug. Dieser Ring war ein Ge-

schenk der einmalst beliebten Zirkusreiterin Rosabella. Herr Blachfeld hatte in jungen Jahren im Zirkus gedient und Rosabella's Pferde gepflegt. Und weil er seine Sache so gut machte, schenkte ihm die schöne starke Reiterin den Ring zum Andenken. Sie war manches Jahr älter als er, aber sie war ihm gewogen; er empfing ihre Liebe. Dann aber verunglückte sie und starb. Das war nun über dreißig Jahre her. Heute besaß Herr Blachfeld als einzige Erinnerung an sie nur diesen Ring; und er hütete ihn wie seinen Augapfel. Selten, sehr selten hatte er seit her eine Frau angetraut; so sehr hing er für alle Zeit seines Lebens an Rosabella.

Der Sommer und der Winter gingen hin. Ich war glücklich in der Gesellschaft Blachfelds, Willys und Bulldogs, der Eidchsen und der Fische.

Und dann ereignete sich eines Tages — es war Anfang März — etwas Unvorstellbares: Rosabella's Ring war verlorengegangen! Es war wie ein tödlicher Schlag für Herrn Blachfeld. Ich half ihm suchen, manchen Tag und viele Stunden lang; jedoch der Ring fand sich nicht. Der Samenhändler magorte ab, und es gab nichts mehr, das ihm Freude bereite. Hätte es Willy, diesen Tausend-sass, nicht gegeben, so würde der Herr sich vielleicht hingelegt haben und nicht mehr aufgestanden sein. Die Zukunft der ganzen kleinen Gesellschaft schien in Frage gestellt.

Es würde gut sein, wenn es mir gelänge, ihn von seinem Kummer zu zucken. Als das Wetter warm wurde, lud ich ihn zum Fischen ein. Herr Blachfeld war noch langem Hin und Her einverstanden, er erklärte jedoch, er würde nur mit einem Handnetz fischen, und zwar kleine Weißfische für sein Aquarium.

Wir machten mehrere Sonntagsausflüge und fingen Fische. Buldog begleitete uns. Willy wurde derweil daheim in einen wärmtägigen Wäschekorb gesperrt, der wie ein richtiger Bienenkorb aussah. Wo beim Bienenkorb das Flugloch ist, befand sich ein viereckiges Gitter.

Leider mußte ich feststellen, daß das, was ich mir von unseren Ausflügen erhofft hatte, nicht eintrat. Mein Freund ließ weiterhin den Kopf hängen und blieb abwesend und traurig; sein Leben war ihm verdorben, heillos zerstört. Wir suchten wiederum nach dem Ring und stellten noch einmal das ganze Haus auf den Kopf; auch diesmal ohne Erfolg.

Ich gab die Ausflüge nicht auf und ermunterte Herrn Blachfeld jeden Sonntag von neuem. Und er ging dann immer mit, als wäre es ihm vollständig gleichgültig, was er unternahm.

Als wir an einem Sonntag im September wiederum in einem kleinen Waldbach fischten, erreichte sich einem Melancholie den Höhepunkt. Der Tag hing schon sehr über an. Auf dem Hinwege gefoltert wir in einen Gewitterregen, der uns vollständig durchnäßte. Später, als wir am Bach saßen und fischen wollten, störten uns Spaziergänger. Ich kochte uns dann das Mittagessen; dabei hatte ich das Mißgeschick, es anbrennen zu lassen. So-lich Buldog fand es ungenießbar. Herr Blachfeld lag einsilbig im Gras. Der Ausdruck seiner Augen war von weltenferner Gleichgültigkeit. Zuletzt begann er ausführlich von seinem Tode zu reden. Ja, wenn er gewußt hätte, was sich an diesem Tage noch ereignen sollte, so möchte er in das unterste Absteck-Schlachtloch, sagte genug. . . Schon als wir vor dem Schaufenster der Samenhandlung anlangten, bekamen wir eine kleine Probe: der Rolladen war nämlich nicht vollständig heruntergelassen, und so konnte man ein Stück des Aquariums sehen; und was sich dort beim Aquarium unseren Blicken darbot, sagte genug. . . Wir eilten über den Hof ins Haus. Herr Blachfeld voran. Er warnte, auf der Hofftreppe wäre er beinahe gestürzt.

Dann standen wir in der Tür, die zum Laden führte, und sahen alles. Der Laden war ein einziges Schlachtfeld. Was war geschehen? Willy,

M e m e n t o

Mit einer Derbeugung

ist's nicht getan.

Du willst Überzeugung —

so strenge dich an!

Die kann man nicht kaufen

im Wochenblatt.

Man muß sie erlaufen,

bis man sie hat.

Dann ist sie ein ständiger

Pelz ohne Lug

und kein windiger, wendiger

Überzug. Rataföstr

Und niemand kann sagen, wie es geschah...

„Sänger!“ spottete Elvire; denn Alexander summte die in der Überschrift angeführten Worte vor sich hin.

„Ich besinge meinen Schnupfen“, bemerkte er kühl und wollte fortfahren — es klang so schön, eben wegen des Schnupfens.

„Den hast du dir sicher gestern bei Hans geholt. Bei Hans ist es immer so kalt“, sagte Elvire.

„Nein, o Weib!“ versetzte Alexander.

„Wieso nein?“

„Ich weiß es bestimmt.“

„War etwa nicht schlecht geheizt?“

Alexander legte sein Buch weg, schaute seiner Gemahlin ernst in die Augen und fragte sanft: „Hast du viel Zeit? Soll ich dir alles genau erzählen?“

„Ich bitte darum.“

„Höre also: Es war sehr gut geheizt. Es war so heiß im Zimmer, daß ich bat, das Fenster öffnen zu dürfen. Wir haben im fliegenden Zug gesessen.“

„Na also!“

Alexander griff nach seinem Buch, fragte aber doch noch gnädig: „Hast du vielleicht sehr viel Geduld?“ Dann konnte ich dir erklären...“

„Ich höre“, sagte Elvire streng.

„Wir saßen etwa eine halbe Stunde im fliegenden Zug, weil Hans mich im Wagen zur Bahn bringen wollte und vorher noch frühstücken mußte und das Frühstück nicht fertig war. Dann eilten wir die Treppen hinab. Vor der Tür stand der Wagen — seit dem vorigen Abend. Er sprang nicht gleich an. Er sprang auch nicht bald an. Er sprang auch auf längere Sicht nicht an. „Soll ich mal schieben?“ fragte ich, und Hans nickte gnädig. Da es bergauf ging, schob ich rückwärts. Bei jedem Schalten gab es verheißungsvollen Stunk, aber zum Anspringen kam es nicht, weder gleich, noch bald, noch später. Ich schob gewiß noch heute,

wenn wir nicht nach einiger Zeit neben uns eine Tankstelle bemerkt hätten. Dieser Anblick brachte Hans auf den schmutzigen Gedanken, die Zündkerzen zu entölen. Er setzte ihn in die schmutzige Tat um; er schob die Kerzen heraus und wuschte sie ab. „Ich will sie eben mal ein bißchen mit Benzin absputzen“, sagte er und ging mit ihnen zur Tankstelle.

„Eben mal ein bißchen Benzin“ gibt es aber an keiner Tankstelle. Hinzu kam, daß der Tankwart gerade eben mal ein bißchen nichts zu tun und Langeweile hatte. Er stürzte sich mit Löwenelfer auf die Zündkerzen. Ich kann dir nur sagen: wenn ich eine Zündkerze wäre, hätte ich lieber gleich gefunkt und gezündet.“

„Sieht dir ähnlich — fix, wie du bist“, bemerkte Elvire gelassen. „Er tunkte und tauchte sie in diese und jene Flüssigkeit, bürstete, wuschte, begoß nochmals, rieb nach und wienerte — aber dies alles habe ich nur von fern beobachtet, der ich schwelbgebadet im Regensturm stand und einem herbeigeilten Laien mangelhaft über die Vor- und Nachteile des...“

„...teile!“ verbesserte Elvire. Alexander besann sich: „Um sinnreicher Deutsch zu sprechen: ...über die Vorzüglichkeiten und Minderwerte des Kleinwagens Rede stand. Meine



„Da umfaßte er sie wild und zwang sie nieder unter glühenden Küssen — hörst du?“ — „Kunststück! Der hat sich seine Socken sicher nicht selbst flicken müssen!“

Füße waren naß, meine Stirn war naß, mich fro. Mein Schnupfen wurde immer schlimmer.“ „Siehst du wohl! Dein Schnupfen ist ja auch kein Wunder.“ „Und doch, mein trautes Lieb, weiß ich bestimmt, daß ich mir meinen Schnupfen nicht bei dieser Gelegenheit geholt habe. Denn schon auf der Hinfahrt hatte ich achtundzwanzigmal geniest.“ Als Elvire ihren Tobsuchtsanfall niedergelungen hatte, war Alexander schon wieder völlig in seinem Buch versunken. Dirks Paulun

„Herrlich — da schmeckt man die guten Jahrgänge heraus!“

Das läßt das Herz jedes echten Weinkenners höher schlagen: Burgeff — ein vollendeter Schaumwein und zugleich ein erlesen guter Wein! Denn nur ausgewählte Jahrgänge finden im Hause Burgeff Verwendung für die Schaumweinbereitung. Versuchen Sie selbst einmal ein solches Gas Burgeff — vielleicht schon heute Abend. Sie werden dann spüren, wie es Stimmung und Anregung, Belubung und Genuß zugleich schenkt. — Sie werden dann auch feststellen, wie sehr gerade Frauen mit ihrer feinen Zunge von Burgeff begeistert sind. Frauen sehen mehr im Sekt als nur ein gekühltes, prickelndes Getränk — darum ziehen sie Burgeff vor.

BURGEFF GRÜN

Einmal ganz Besonderes:
1928er Burgeff
Jahrhundertfüllung
RM. 6.25
1921er Burgeff Immergrün RM. 6.50
Burgeff Geb. RM. 3.—



★ Achten Sie stets auf das charakteristische grüne Etikett



Guter Sekt muß nach gutem Wein schmecken — darum ziehe ich Burgeff vor!
König Burgeff
im Wappenturm
Oppenheim a. Rh.
10. Okt. 27

„Der Sekt für Weinkenner — Stimmung und Genuß“
Burgeff A. G. / Hochheim a. M. Älteste Rheinische Sektellerei / Gegründet 1837

SCHNEE

Von Georg Britting

*Erst kamen sie spärlich gefüllt von oben,
wenige nur,
als wollten fast ängstlich die Tragkraft sie proben
der Lüfte für ihre silberne Spur.
Dann wurden es viele und mehr,
die sich drängten und drehten und schoben
über die Dächer her.*

*Erst waren es kleine, zierliche Dinger,
dann wurden sie fingerbreit, daumenbreit, größer noch,
und war in der Leere
des Himmels Getöse und Gehäse
und jagten einander, als wäre
da unten reichlich für alle Platz.*

*Wenn ein Wind stieß dazwischen, wild blasend,
so schäumten in weißlichen Strudeln sie auf,
und stiegen wie rasend und bäumten
hinan zu dem Turmknopf,
und man konnte glauben, daß Tauben
sich schwingen hinauf.*

*Aber sie konnten da oben verweilend nicht bleiben,
nur einmal herum in der Runde gelang es
den höchsten nur knapp.*

*Dann zwang es sie abwärts zu fahren,
und ließen sich treiben in Scharen
flügelgedämmten Geflatters hinab
in die Tiefe, wo die andern Gestirnen schon waren.*

*Ein Vorhang wehte dann nur mehr, weiß wallend,
gewoben vom Himmel zur Erd, ohn' Anfang
und Ende, sich immer erneuernd. Schwer hallend
schwang da die Glocke im Turm.*

*Und strahlend
fuhr aufwärts der Töne
heilig Gedröhne
im silbernen Schneesturm.*

Herr Julian Schröck

Von Bernhard Lebrowski.

Die beiden Freunde, Friedrich und Alexander, sitzen im Café. Es ist ein Winternachmittag. Sie sprechen, wie immer, über die Erlebnisse des Tages.

„Übrigens“, sagt Friedrich, „war Gunnar Lehsten heute bei mir im Büro, um sich zwanzig Mark von mir zu leihen. Er war in großer Verlegenheit, glücklicherweise konnte ich ihm helfen.“

„Hm“, meint Alexander nachdenklich. „Ich kann es nicht verstehen, daß Gunnar nicht auf einen grünen Zweig kommt. Ein Mann von seinen Graden! Gunnar Lehsten, der erfolgreiche Dichter, geschätzt und anerkannt bei Zeitungen und Verlagen, fleißig, ständig an der Arbeit — und doch immer in Verlegenheiten. Ich verstehe es nicht.“

„Das ist nicht schwer zu verstehen. Er kann sich nicht verkaufen, er macht törichte Verträge, läßt sich überverteilen und außerdem versteht er es nicht, zu wirtschaften. Das alles müßte ein anderer

für ihn tun, so daß er nur ganz seiner Arbeit leben könnte — er müßte einen Manager haben!“

„Dann soll er sich doch einen Manager suchen.“

„So einfach ist das nicht“, sagt Friedrich. „Das müßte ein ganz besonderer Kerl sein, dieser Manager. Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Aber ich sehe keine Möglichkeit, einen geeigneten Menschen zu finden. Ja, ich glaube, man müßte ihn geradezu erfinden.“

„Ha!“ lacht Alexander. „Dann soll Gunnar sich doch einen Manager erfinden! Wozu ist er ein Dichter?“

„Rede doch einmal Unsinn, Alexander!“

Alexander ist auf einmal nachdenklich geworden. „Du, das könnte eine gespenstische Geschichte sein“, sagt er langsam. „Eine ganz gespenstische Geschichte.“

„Wie denn das?“

„Also, stell dir einmal vor — aber halt! Siehst Gunnar denn ein, daß er einen Manager braucht?“

„Ja, das weiß er so gut wie du und ich.“

„Also, dann stell dir einmal vor: der Dichter sitzt an seinem Schreibtisch, wieder einmal ohne einen Pfennig in der Tasche und sinnst über seine Lage nach. Er braucht einen Manager, um endlich auf den grünen Zweig, um endlich zu den Früchten seiner fleißigen, guten Arbeit zu kommen. Er denkt und denkt und plötzlich — wie das nun einmal bei den Dichtern ist — fängt er an zu dichten, zu phantasieren. Die Feder läuft über das Papier, es gibt kein Halten mehr.“

„Und?“ lächelt Friedrich.

„Er gibt seinem Wunschbild Form und Gestalt. Er erfindet sich seinen Manager. Zuerst das Äußere. Er ist groß, elegant gekleidet, mit einer wunderbaren Perle im Schilps. Er hat ein bezaubernd sicheres, sieghaftes Auftreten. Ein unbeherrschbar strahlendes Lächeln liegt über seinem Gesicht. Aber in seinen Augen, die sind wie Basilliken- Augen, schillert eine unerbittliche kalte Brutalität. Es ist ein Mann, der über Leichen geht, um zum Erfolg zu gelangen. Deshalb hat sein strahlendes Lächeln etwas Niederschmetterndes, Einschüchterndes. Jeder spürt das.“

„Ja, so müßte er sein!“ ruft Friedrich.

„Siehst du, Gunnar erdichtet sich diesen Manager. Er heißt Julian Schröck. Er wird so lebendig in Gunnars Einbildung, daß er anfängt, mit ihm zu reden. „Herr Schröck“, sagt er, „ich brauche unbedingt wieder Geld.“

„Kleinigkeit“, sagt Herr Schröck. „Haben Sie die ersten fünfzig Seiten von Ihrem neuen Roman fertig? Aha. Geben Sie her! Heute nachmittag bringe ich Ihnen Geld.“

„Woher denn?“ staunt Gunnar.

„Von unserem lieben Generaldirektor Harker.“

„Aber“, wendet Gunnar zaghaft ein, „bei Harker sind wir doch noch im Vorschuß.“

„Haha“, lacht Schröck — es klingt schneidend, erschreckend, furchtbar, „haha!“

Eine Viertelstunde später steigt Herr Julian Schröck aus seiner herrlichen Limousine und betritt durch die spiegelnde Drehtür das große Verlagshaus. Der livrierte Portier sinkt wie gebendelt in eine Verbeugung und blickt schau hinter Julian her, der mit federnden Schritten zum Fahrstuhl geht. Schröck tritt mit einem föhlichen Gruß in das Sekretariatszimmer des Generaldirektors und will geradenwegs in das Allerheiligste eindringen. Die beiden blonden Sekretärinnen werfen sich ihm entsetzt in den Weg. „Herr Generaldirektor hat eine wichtige, vertrauliche Konferenz“, wissen sie.

Herr Julian Schröck lacht sein vernichtendes Lachen. Er schiebt die Sekretärinnen mit einer an nackte Gewalt grenzenden Liebenswürdigkeit beiseite, die eine nach rechts, die andere nach

links, und tritt geräuschvoll in das Zimmer des Generaldirektors. Der Generaldirektor ist natürlich mutterseelenallein und spielt mit Papierschnitzeln, die er auf der blanken Schreibtischplatte zu wechselnden Figuren zusammensetzt. Nicht die leiseste Spur von einer Konferenz. „Ich habe nicht viel Zeit“, sagt Herr Julian Schröck stürmisch und bläst Herzlos die kunstvolle Figur aus Papierschnitzeln durch den Aushang, „ich habe nicht viel Zeit, ich muß gleich wieder weiter. Was zahlen Sie für einen Vorschuß, wenn Sie den neuen Roman von Gunnar Lehsten bekommen?“ Der Generaldirektor macht ein unerwartliches Gesicht. Er hat sich sehr erschreckt. Er liebt es nicht, wenn man ihn so geradezu fragt. Das macht ihn so verwirrt wie jeden anderen Generaldirektor auch.

Herr Julian Schröck kümert sich nicht darum. Er blitzelt mit den Basillikenaugen und meint teilnahmsvoll: „Haben Sie sich erschreckt, lieber Herr Harker? Es ist nicht so schlimm. Ich weiß ja, daß die finanzielle Lage Ihres Verlages sehr tragisch ist, wirklich sehr tragisch.“

„Erlauben Sie“, wehrt sich der Generaldirektor. „Doch, doch“, sagt Schröck, „die Lage Ihres Hauses ist miserabel. Wir haben uns schon überlegt, ob wir Ihnen unser neues Werk überhaupt anvertrauen können.“

Der Generaldirektor macht ein bockiges Gesicht. „Zehntausend Vorschuß!“ sagt er wütend.

Herr Julian Schröck richtet sich mit allen Anzeichen peinlichen Erstaunens in seinem Sessel auf. Er starrt dem Generaldirektor ins Gesicht, dann bricht er in ein fürchterliches Gelächter aus, in ein böses, vernichtendes Gelächter. „Sie kennen mich lange genug, um zu wissen, daß ich Spaß verleihe, aber das geht denn doch über die Hut. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie wirklich so schlecht stehen, hätte ich mir den Weg hierher erspart. Zehntausend Mark, haha! Als Vorschuß für einen Gunnar Lehsten! Mir scheint, wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr Harker.“

„Donnerwetter“, sagt Friedrich, „wie er mit dem Generaldirektor umspringt, der Schröck. Was wurde denn nun?“

„Es kam, wie es kommen mußte“, fährt Alexander in seiner Erzählung fort. „Es dauerte keine Viertelstunde, bis Herr Julian Schröck mit einem Scheck über zwanzigttausend Mark das Zimmer des Generaldirektors verließ.“

„Und was sagte Gunnar dazu?“

„Ja, das ist nun das Schlimme an der Geschichte, daß sie kein happy end hat. Als Gunnar bis hierhin gedichtet hatte, bis zu dem Augenblick, wo der wunderbare Manager Herr Julian Schröck mit dem Scheck über zwanzigttausend Mark wieder zu ihm ins Zimmer trat — da merkte er plötzlich, daß es alles nur Dichtung war, Tagtraum, Wunschtraum.“ — „Und da?“

„Und da packte ihn die kalte Wut. Er ließ Herrn Julian Schröck just in dem Augenblick, als er die Schwelle des Sekretariats überschritt, über einer Bananenschale — Gott weiß, wie sie dahin kam — ausgleiten und sich gerausam zu Tode stützen. Der Generaldirektor aber springt entsetzt aus seinem Schreibtischsessel und verwirkelt sich so heillos in die Telefonschneur, daß er sich damit erscholl.“

„Und was war damit verbunden?“

„Im Grunde genommen“, sagt Alexander, „gar nichts. Gunnar Lehsten saß nach wie vor an seinem Schreibtisch und war nach wie vor ein armer Mann, dem nur durch einen geschickten Manager zu helfen ist. Aber es erfüllt ihn von Stund an eine erhabene Heiterkeit.“

„Das ist immerhin etwas“, sagt Friedrich lächelnd. Aber der gute Alexander macht ein ernstes Gesicht: „Das ist alles, lieber Friedrich, alles!“

Am Übungshügel

(K. Hellgenstedt)



„Mit allem Drum und Dran gefällt mir das Skilaufen ausgezeichnet!“

„Na, fürs Drum und Dran ist's meistens doch zu kalt!“



„Ich begreife das Getu' nicht, das man wegen der Lilly macht! Schöne Beine sind doch keine Kunst!“ — „Das nicht, aber allgemeinverständlich!“

Unbeirrbar Liebe

In die Anzeigen-Annahmestelle einer Provinzzeitung kam ein zages dürrs Männlein und bat um einen Rat. Seine Frau war ihm durchgebrannt. Und er wollte ihr nun einen zarten, lockenden Wink zukommen lassen, daß er trotz dem Vorgefallenen zur Verzeihung bereit sei und gern alle Schritte unternehmen möchte, durch die ihr

Fehltritt vor den Nachbarn und Freunden verheimlicht oder als harmlos hingestellt werden könnte. Man riet ihm von einer Anzeige ab, da durch sie gerade die Neugierde der Milimenschen auf ihn und seine Ehe gezogen würde. Aber er blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß und setzte schließlich selbst folgende Anzeige auf:
„Achtung, Emmil
Der Ehemann, dem man an einem Donnerstag ein

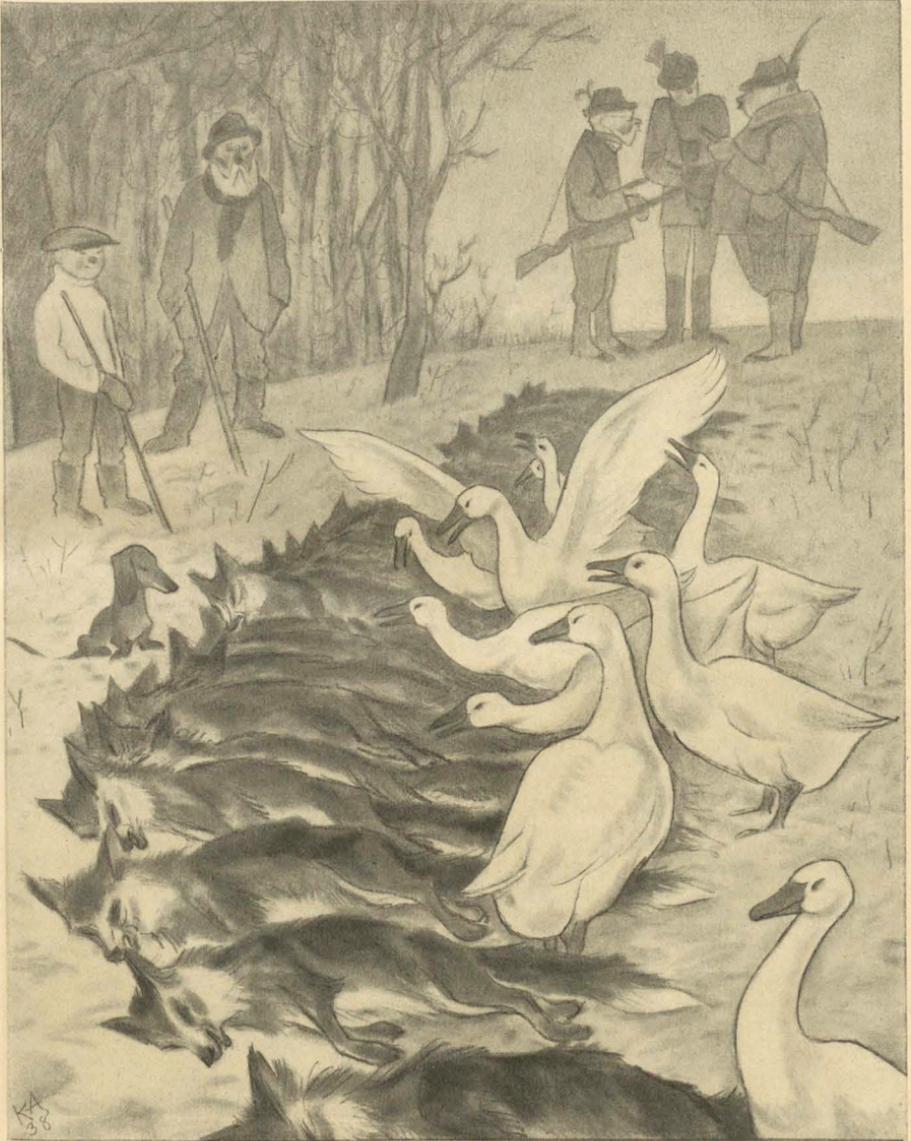
tiefes Loch in den Kopf hinter dem linken Ohr schlug, wovon er aus Liebe die Nachbarn nichts merken ließ, möchte die abgegangene Frau, die wissen muß, wer gemeint ist, benachrichtigen, daß er ihr einen Wink geben könnte, wie sie, wenn der andere von ihr genug hat, zu ihm in Liebe zurückkehren kann, ohne daß die Leute merken, daß sie von ihm weg war und der andere sie hat sitzen lassen. Geffl. Antwort unter Ziffer...“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH O. m. b. H. MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer: 40 Pfg. Abonnements: im Vierteljahr RM. 3.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. IV. VI. 37. 1720. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Zur Fuchswoche

(K. Arnold)



„Wie gut doch die Menschen sind, daß sie uns endlich von dem bösen Reineke erlösen! Nun wollen wir aber auch unseren ganzen Ehrgeiz dareinsetzen, recht schöne Martinsgänse zu werden!“

Die Zukünftige

(E. Thöny)



„Weißt, lieber Freund, wenn du die nächste Woche heiraten willst, solltest halt jetzt das viele Saufen lassen, sonst wird's nix mit den Freuden der Ehe . . .“ — „Freuden der Ehe? Das hätt' mir noch g'fehlt bei meinem Rheuma!“